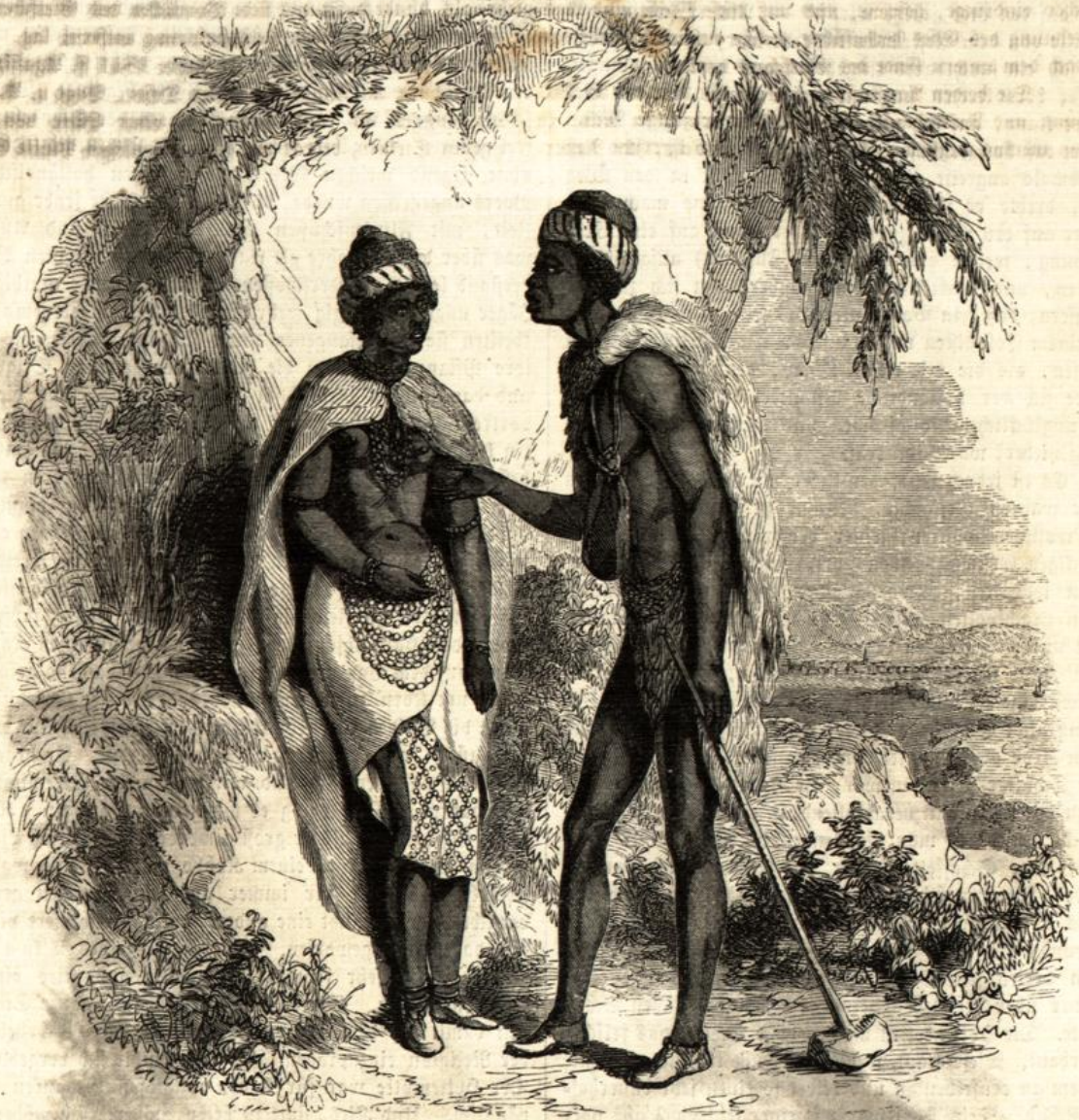


Die Jagd auf Boschjesmen.

Erzählung vom Gay der guten Hoffnung.



I.

Verläßt man die Capstadt, um die Colonie zu besuchen und schlägt den Weg nach Nordwest ein, indem man sich an den Ufern eines stürmischen Oceans hält, so kommt man anfangs durch Zwelldam, dann Hutniguasland, Sitskanma, Krakamma, und nachdem man über den Zondagsrivier gesetzt, erreicht man Plettenberg an den östlichen Grenzen der englischen Besitzungen, welches vom Kaffernland durch den Grootevischrivier geschieden ist. Während dieser Reise von einigen hundert Stunden findet man überall gut angelegte und wohl unterhaltene Straßen, große, vollständig bebaute Ländereien, elegante und bequeme Landhäuser und eine angenehme Gastfreundschaft. Nicht grobe Voers, sondern ausgezeichnet höfliche Gutsbesitzer, Dandys in gelben Handschuhen und reizende Damen empfangen uns, welche das französische Modenjournal lesen, über Rossini und Bellini schwärzen und ein Stück von Chopin auf einem Piano von Erard spielen. Haben

uns solche Zauber etwas aufgehalten und begeben wir uns bei Nacht wieder auf den Weg, so hören wir vielleicht den Schakal in den fernen Bergen heulen und sehen beim Glanz des Mondes den Schatten einer Hyäne, die in ein Gebüsch schleicht. Aber man wird weder durch das Gebrüll von Löwen und Leoparden, noch durch den langsamen Schritt des Elephanten, noch endlich durch das Getrampel eines Rhinoceros oder das Schnauben des Flußpferdes erschreckt; alle diese Thiere haben sich vor der Civilisation zurückgezogen. Hinter Plettenberg aber machen sie das von den Colonisten überschwemmte Land diesen noch Schritt für Schritt streitig, wie unsere Geschichte zur Gemüthe beweisen wird.

Es war an einem Abende des Jahres 1773; die Sonne stand auf dem Punkte, hinter den Bergen des Camporeld hinabzusinken, als ein T'go oder junger Mensch, der seit einer Stunde in einem dichten Gebüsch verborgen war, plötzlich rasch daraus hervortrat und mit

größter Eile davonlief. „T'kast! T'kast!“ murmelte er, „kann denn ein armer Boshjesmen *) nicht einen Augenblick in einem Gebüsch schlafen, ohne daß ein wilder T'gao (Flußpferd) ihm durch einen von seinem Herrn bezahlten Zauberer auf den Leib gehebt wird?“ — Als er zweihundert Schritte von dem Gesträuche entfernt war, blieb er stehen und sah ein furchtbares Ungeheuer aus dem schlammigen Wasser hervortreten und mit einem Schrei, der wie Gewieher klang, auf sich zukommen. Da der junge Mann wußte, daß das Flußpferd mehr roh als wild ist, und daß es niemals angreift, wenn man ihm nicht in den Weg läuft, drehte er ihm ruhig den Rücken und machte sich wieder auf den Weg; zuvor stieg er jedoch auf eine Erderhöhung, welche von Termiten (Insecten) aufgeworfen worden, und blickte forschend umher, um sich zu vergewissern, daß kein Boer unterwegs sei. Die Begegnung mit einem Colonisten wäre tausendmal gefährlicher für ihn gewesen, als die mit einem T'gao, denn zu jener Zeit stürzte sich der holländische Pflanzler wie ein Wolf auf den unglücklichen Boshjesmen und megelte ihn unbarmherzig nieder, wo er ihn traf.

Es ist jedoch Zeit, den Leser mit Ries, dem Helden dieser wahren Geschichte, bekannt zu machen. An seinen wolligen Haaren, seiner hellbraunen Haut, seinem dreieckigen Gesichte, seinen vorspringenden Backenknochen, seinen lebhaften, schwarzen und etwas schiefen Augen, seinen prachtvollen weißen Zähnen, seiner etwas platten Nase und seinen dicken Lippen hätte man ihn sogleich als einen Khoe-Khoip (Hottentot) erkannt, selbst wenn die merkwürdige Kleinheit seiner Füße und Hände seinen Ursprung nicht verrathen. Seine Tracht bestand einfach aus einem Kros oder Mantel von Schaffell, das nachlässig auf seine Schulter geworfen war, die Haare nach Außen und bis zu den Schenkeln herabfallend, in einem T'dirip (Schalsack), mit dem man die Lenden umhüllt. Mit einer dicken Lage Schaffell, unter das etwas Ruß gemischt wurde, hatte er seinen Körper beschmiert und sich mit etwas aromatischem Buckupulver gepudert. Seine Beschuhung, die höchst sinnreich gefertigt war, bestand aus einem dreieckigen Stücke rohen Leders, das mit einer Schnur über die Zehen gezogen, einen förmlichen Schuh bildete. Die Hottentotten machen diese Schuhe aus frischer Thierhaut. Diese Haut, welche am Fuße trocknet, legt sich bequem an denselben an und bildet so einen sehr dauerhaften Schuh. Sein Kopf war mit einer leichten T'aba oder Mütze aus der weiß und braun gestreiften Zebra- oder Kuaggahaut bedeckt. An seinem Halse hing ein Sack von Hyänenhaut, welcher eine T'nov oder Pfeife enthielt, deren irdener Kopf an ein Horn von Gienngazelle befestigt war; einige Blätter von getrocknetem Hanf ersetzten den Tabak; ein T'noza oder Messer von europäischer Fabrikation, ein Feuerstahl und eine Büchse mit Zündschwamm bildeten den Rest des Inhalts. Statt jeder Waffe trug der T'go einen spitzen Stock in der Hand, an dessen Ende ein großer runder Stein befestigt war, welcher den Kopf des Hammers bildete. Dies Instrument schien weit eher geeignet, Bäume zu entwurzeln, als sich damit gegen die wilden Bestien zu vertheidigen. An diesem Stock erkannte man den Boshjesmen, zu deutsch Buschmann oder flüchtigen Robbo (Sclaven).

Nachdem sich Ries vergewissert, daß er das einzige menschliche Wesen in der Wüste sei, begab er sich auf den

schlechten Weg, der von Plettenberg nach Gamdebo führt, um der Sklaverei zu entfliehen. Noch aus einem andern Grund, den der Leser ehestens erfahren soll, hatte der Unglückliche gewagt, allein und ohne Waffen eine Reise von mehr als hundert Stunden durch glühend heiße Wüsten zu unternehmen, wo man häufig kein Wasser findet und auf jedem Schritte den wildesten und gefährlichsten Thieren Afrika's, das heißt der ganzen Welt, begegnet. Dieser schöne junge Mann war in den Wäldern der Schneeberge frei geboren. Er zählte sechs Jahre, als sein Kraal (Dorf) ohne irgend welchen Grund von einigen holländischen Boers angegriffen wurde, die, nach der Sitte jener guten Zeit, mit Flintenschüssen Greise, Frauen und Alles, was über dreißig Jahre alt war, oder den geringsten Widerstand leistete, niederschossen. Nachdem diese muthigen Jäger ungefähr fünfzig wehrlose Menschen niedergemacht, theilten sie die Gefangenen unter sich und führten sie in ihre Pflanzungen, um die Zahl ihrer getreuen Sclaven und damit ihren Reichtum zu vermehren. Aus dieser vortrefflichen Methode, sich zu bereichern, erwuchs jedoch ein kleiner Nachtheil, nämlich daß jeden Abend die Hausbesitzer sich in ihren Schlafzimmern verbarricadiren und mit geladenen Pistolen und Flinten versehen mußten, um sich vertheidigen zu können, wenn es den Sclaven einfallen sollte, sie ermorden zu wollen, um ihre Freiheit wieder zu erringen. Diese Vorsicht hinderte jedoch nicht, daß von Zeit zu Zeit die Robbo einigen dieser tapfern Boers den Hals abschnitten. Ries wurde an einen Kaufmann auf dem Cap verhandelt, der nach Gamdebo gekommen, um Korn zu kaufen, und der bei dieser Expedition gegen die Wilden eine sehr thätige Rolle gespielt, nur zum Vergnügen, wie er sagte, ganz ohne Interesse. Er brachte das Kind nach dem Cap und, wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, erzog es mit großer Sorgfalt. Ries schloß sich deshalb, als er groß geworden, mit offener Liebe an ihn an, soweit es einem Robbo möglich, und wahrscheinlich hätte er für immer auf seine Freiheit gerne verzichtet, wenn nicht eine andere, weit gewichtigere Liebe sich dazwischen geworfen. Die Frau seines T'ku-t'koi (Herrn) war sehr fromm und wollte aus Ries einen Christen machen. Mevrouw Plattje brachte ganze Stunden damit zu, dem jungen Hottentotten die Wahrheiten der Religion einzuprägen. Aber sie mühte sich vergeblich. Der Hottentotte war für keinen religiösen Gedanken zugänglich. Und Ries, statt zu beten, näherte sich während des Gottesdienstes der hübschen Trakosi, einer jungen Hottentottin, welche drei Jahre jünger war, als er; sie sprachen mit einander von ihrer Heimath, denn sie stammte wie er aus dem walddreichen Schneegebirge. Als Trakosi sechzehn Jahre alt war, kamen die beiden jungen Leute überein, von ihrem bezüglichen T'ku-t'koi die Erlaubniß zu erlangen, sich heirathen zu dürfen. Diese Erlaubniß wird gewöhnlich nicht verweigert, und die Herren, statt sich der Heirath ihrer Sclavinnen zu widersetzen, drängen sie dazu, da sie die Kinder der Sclaven wieder zu Sclaven machen. Unglücklicher Weise war der Haß, den die beiden T'ku-t'koi's gegen einander aus Handelsgründen empfanden, stärker, als ihre Habgier. Trotz der Bitten der beiden Verzweifelnden, verweigerten sie beharrlich ihre Einwilligung und trafen sogar alle Vorsichtsmaßregeln, daß sie sich nicht sehen konnten. Wir unterlassen es, den Schmerz der beiden Robbo zu schildern, die Versuche, die sie machten, um das Herz ihrer Tyrannen zu rühren, die tausend unheimlichen Selbstmords-, Rache- und

*) Flüchtiger Sclave.

Mordgedanken, die einander in ihrem Geiste verdrängten. Das junge Mädchen wurde krank, und Wynheer Hupnaer, ihr Gebieter, welcher befürchtete, hundert Reichthümer zu verlieren, eilte, sie an einen Boer Baas Dirk Marcus *) zu verkaufen, der nach dem Gamdebo zurückkehrte, wo seine Besitzungen waren. Dieser führte Trakost fort, und es war auf dem Cap nicht weiter von ihr die Rede.

Nach dem Weggang des armen Kindes glaubte man einen Augenblick, Ries werde vor Schmerz sterben, und war sehr erstaunt, als dies nicht geschah. Man las indeß in seinem Gesichte einen schweren Kummer; er spielte jedoch keine heftige Scene, sondern schien im Gegentheil seine Mühe und Anstrengung zu vergrößern, um seinem Herrn zu gefallen. Die Folge davon war, daß man ihn nicht an die Kette legte, keiner besondern Aufsicht unterwarf und daß — eines schönen Morgens ein Sklave beim Verlesen fehlte, das Wynheer Plattje jeden Tag selbst besorgte. Man suchte ihn vergeblich mehrere Tage lang in der Stadt und Umgegend; dann setzte ihn der Gouverneur auf die Liste der Marronsclaven, schickte sein Signalement in alle Districte der Colonie und acht Tage später dachte man nicht mehr daran.

Nun werden unsere Leser begreifen, wie es kam, daß wir unsern jungen Hottentotten an den Ufern des Bosjesmensflusses, beinahe zwei hundert Stunden von der Capstadt, fanden. Wir folgen ihm in die Wüste, wo zahlreiche Abenteuer seiner harrten. Er ging raschen Schrittes an den Ufern des Flusses hin, dessen Wasser ganz salzig sind, und ehe die Nacht einbrach, wandte er sich nach Osten, um das Thal von Niez-Hout-Kloof zu durchschneiden. Dort verließ er den Weg, um seinen Durst an der T'ur-t'keja-i-kei-t'agibina-Quelle zu stillen, deren Namen wir hier nennen, um dem Leser eine Probe von der Hottentottensprache zu geben, welche der Reisende Levassant so angenehm und wohlklingend fand, während sie andere Reisende vor ihm mit dem Gekollet eines Truthahns verglichen. So läßt sich das Schnalzen der Zunge, mit dem jedes Wort beginnt, nur sehr unzureichend durch das apostrophirte t' geben. Die Dämmerung begann bereits über die Thäler hereinzubrechen, als Ries plötzlich anhält, einen Augenblick horchte und einen unruhigen Blick um sich her warf. Der Unglückliche bemerkte auf hundert Schritte einen ungeheuren T'gamma (Löwen), der ihm seit einem Augenblicke folgte, und nur die Nacht erwartete, um sich auf ihn zu stürzen und ihn zu zerreißen. In dieser wilden Wüste, fern von jeder menschlichen Hilfe, wäre ein Europäer sicher des Todes gewesen, denn die Flucht war ebenso unnütz, als der Kampf unmöglich. Die Klugheit des Rhoe-Koep (Hottentotten), welche in solchen Fällen der unsrigen so weit überlegen ist, diente ihm wunderbar. Er stieg in die Felsen, um einen Klippenrand oder Vorsprung zu suchen. Sobald er einen solchen gefunden, blieb er stehen, und wählte sich seinen Standpunkt. Die Wüste war hier zerrissen und bildete tiefe Abgründe. Ries schwang sich auf die erste Abstufung einer solchen Kluft hinab, während der Löwe ruhig stehen blieb und beobachtete, was vorging. Dann steckte Ries seine Mütze und seinen Mantel auf den Stock und hielt diesen in die Höhe, indem er ihn zuweilen bewegte, um den T'gamma zu täuschen. Diese List hatte vollständig den Erfolg, den er davon erwartete; er blieb nicht lange in dieser Stellung, so hörte

er den Löwen beinahe kriechend heranschleichen, wie es eine Kage macht, welche eine Maus haschen will. Das furchtbare Thier, den Mantel für den Menschen nehmend, sprang endlich auf ihn los und stürzte mit furchtbarem Gebrüll kopfüber in den Abgrund, wo es sich die Hirnschale zerschmetterte. Ries betrachtete es triumphirend mit dem Ausdruck stolzen Mitleids und rief: „T'kathi! T'kathi!“

Seit vierzehn Tagen hatte Ries nur von den bitteren Bohnen des schwarzen Goyac, dem Saft der Milacazie, der fleischigen Wurzel des Da-i-kai, von Heuschrecken und Raupen gelebt und war glücklich, wenn er den Hügel einer Termitenrepublik fand, deren Gipfel er mit seinem Stock durchbrach, um die Bewohner zu essen. Der arme Reisende war deshalb über den Fang, den er seiner Geistesgegenwart verdankte, nicht wenig erfreut. Er stieg an dem Felsen hinab, sammelte einiges dürre Holz und zündete ein Feuer an; in einem Augenblicke war das Thier in Stücke zerschnitten. Während ein Theil auf glühenden Kohlen briet, legte er das Uebrige in dünnen, schmalen Schnitten auf das Gestrüß, damit es die Sonne am andern Tage trockne. Die Hottentotten kennen keine andere Art, das Fleisch aufzubewahren, da sie kein Salz anwenden, dessen Geruch sie nicht ertragen können. Nach einem ausgezeichneten Mahle ließ sich Ries zwischen dem Felsen und dem Feuer nieder und übergab sich einem leichten Schläfe.

Was man von einem Hasen sagt, „er schlafe nur mit einem Auge“, läßt sich noch weit mehr von einem Bosjesmens sagen. Er achtete anfangs kaum auf das ferne Geschrei der wilden Thiere, die von dem Geruch seiner Fleischvorräthe herbeigeloct, den Berg herabkamen, um ihm die blutigen Stücke des T'gamma streitig zu machen. In seinem leichten Schläfe hörte er das Gekläff des Nordwolfs oder Erdwolfs ¹⁾, es beunruhigte ihn nicht; das Geheul der Ruka ²⁾, er erwachte nicht; das unheimliche Klaffen des T'hroch ³⁾, er öffnete die Augenlider nicht. Plötzlich aber sprang er auf, denn er hörte das Gebrüll eines Kessau ⁴⁾, den die Boers Tiger und alle Reisende Panther nennen, obgleich es in Afrika weder Tiger noch Panther gibt. Ries eilte hoch erschrocken zum Feuer, warf neues Gestrüß hinein, um den Gluth zu vergrößern, und lodernde Brände um sich her zu werfen, namentlich in der Richtung, wo er seine Vorräthe ausgebreitet. Da die wilden Thiere alle das Feuer fürchteten, gelang es ihm, sie während der Nacht ferne zu halten; sobald die Sonne sich über den fernen Bergen des Kaffernlandes erhob, zogen sich die furchtbaren Bewohner der Wälder in diese zurück und das schreckliche Concert ihrer verschiedenen Stimmen hörte auf. Der junge Mann hüllte sich beruhigt, aber müde von der Anstrengung, in sein Kros, streckte sich auf den Rasen, brachte seine Knie unter sein Kinn, kreuzte seine Hände über den Beinen und schlief in dieser Lage ein. Die Sonne hatte die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt, als der Rhoe-Khoep erwachte; aber man denke sich sein Erstaunen, als eine Menge T'gha-ih (Geier) und andere Raubvögel auf den nächsten Bäumen seinen Vorrath verzehrten, während wilde Hunde

1) Ploteus Lalandii, von der Größe eines Schäferhundes, jagt Gazellen und Antilopen, und nährt sich von Ras.

2) Canis pictus, minder gefräßig und falsch als die Hyäne, ist sie die Geißel der Thiere; sie greift jedoch den Menschen nicht an.

3) Der Tigerlöwe, Hyæna capensis.

4) Der Leopard, Felis leopardus, der von den Naturforschern immer mit dem Panther verwechselt wurde.

*) Die Hottentotten nennen Baas (Herrn) nicht nur ihren T'ku-t'oi, sondern auch alle Familienhäupter, die Europäer und die Personen, denen sie eine Ehre erzeigen wollen.

die letzten Nester, welche sich noch an dem Skelette des T'gamma befanden, loszerrten. Ries ließ sich dadurch nicht lange stören; muthig setzte der junge Hottentotte seinen Weg fort.

Er wanderte den ganzen Tag durch eine ziemlich angenehme Gegend, die von vielen kleinen Flüssen durchschnitten war, welche sich rechts in den Bosjesmensfluß, links in den Grootewischrivier ergossen. Ries wagte es nicht, in das nahe Gehölz zu dringen, denn er wußte, daß es von wilden T'kaups oder Büffeln bevölkert war, die er beinahe ebenso sehr als die Löwen fürchtete. Dieses wilde Thier hält sich nämlich im Gebüsch verborgen, aus dem es sich auf den Reisenden stürzt; es wirft ihn nieder, tritt ihn

mit den Füßen, zerreißt ihn mit den Hörnern und wüthet, selbst wenn er todt ist, noch lange gegen den Unglücklichen. Wenn es sich entfernt, kehrt es noch mehrmals zurück, um sich an seinem Blute zu setzen, als ob es ihn Mähe kostete, sich von seiner Beute loszureißen.

Was man auch sagen mag, es gibt eine Vorsehung, die selbst über denen wacht, welche nicht mehr glauben, als die Hottentotten. Als Ries am Morgen mit seinem Wagen und traurigem Herzen erwachte, machte er diese Erfahrung. Er hörte einen schwachen Schrei: „Kerr, kerr, kerr!“ Er hob die Augen und sah auf einem Baume einen dem Sperling ziemlich ähnlichen Vogel, der nur etwas fetter war. Er erkannte ihn sogleich an seinem gelben Schna-



bel, seinen schwarzen Füßen, dem graulichen Gefieder auf dem Rücken und dem weißlichen am Bauche, und namentlich an einem hübschen gelben Fleck auf jeder Schulter als Honigkuckuk, der die Jäger nach den Höhlen der wilden Bienen führt, die er entdeckt hat, in der Hoffnung, sein Theil an der Beute zu bekommen. Ries blieb dem Gebrauch, den seine Landsleute als geheiligt betrachten, treu; nachdem er sich in den Vestig des Honigs gesetzt, legte er nämlich auf einen nahen Stein einen hübschen Honigkuchen, um dem Vogel sein Theil zukommen zu lassen. Nach einem guten Mahle durchwanderte der junge Mann die Ebene von Knam Duka und kam bald an die walddreichen Ufer des Kleinwischrivier. Während dieser Wanderung, konnte man leicht sehen, empfand er eine ungewöhnliche Unruhe. Jeden Augenblick

blieb er stehen, indem er vorwärts und zurück sah, soweit sein Auge reichte; endlich senkte er dasselbe, legte sein Ohr an die Erde und horchte mit tiefer Aufmerksamkeit. Wenn er das geringste Geräusch vernahm, lief er hinzu, und wenn er die Ursache erkannte, legte er sich traurig auf den Sand und ließ eine Thräne über sein von der Sonne verbranntes Gesicht rollen. Einen Augenblick später sprang er wieder auf und machte sich langsamen Schrittes auf den Weg, den Blick stets zur Erde gesenkt, als suchte er eine Spur, die er kannte.

Plötzlich bleibt er zitternd stehen, denn diesmal hat er sich nicht getäuscht; es ist das Klatschen einer Peitsche, das er in der Ferne gehört, das Nachzen von schlecht geölten Rädern des Krohe (Wagen) eines Boer. Nachdem

er eine Minute lang gezögert, verließ Ries, auf die Gefahr hin, von einem Rhinoceros angegriffen zu werden, den Weg und vertiefte sich in das Gebüsch, das diesen furchtbaren Thieren als Zufluchtsort dient. Zum zwanzigsten Male vielleicht hatte er sich bis jetzt auf dieser gefährlichen Reise der Begegnung mit Voers entzogen, aber niemals eine solche Angst gezeigt. Während er durch die dornigen Gebüsche gleitete, verlor er den Krok nicht aus den Augen, der auf dem Wege dahinfuhr, und weit entfernt, zu fliehen, näherte sich der junge Mann, jedoch streng vermeidend, sich den Blicken der Reisenden zu zeigen. Von Zeit zu Zeit legte er den Finger an die Spitze der drei Sagajen, um sich zu vergewissern, daß sie nicht abgestumpft seien. „Tast! Tast!“ murmelte er leise, „ich bin kein Schuft, ich fühle das in meinem Herzen; warum soll ich mich aber an diesen abscheulichen Dree-goeps (Europäern) zu rächen

zögern, die die Haut meines Halses mit ihren Eisenhalsbändern wund gemacht?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sirenen.

Am 9. Januar 1493 sah Christoph Columbus, als er an Sanct Domingo vorüberfuhr, drei Sirenen. „Sie erhoben sich bedeutend über das Niveau des Meeres; aber sie erschienen ihm keineswegs schön.“ So sagt der Bischof B. Gaolasa. Diese Sirenen waren sehr wahrscheinlich Manaten.

Die Sirenen bilden eine besondere Ordnung der Säugethiere. Sie haben ein robbenartiges Ansehen. Die Vorderfüße sind verkümmert, die Hinterfüße fehlen oder



sind mit dem Schwanz verwachsen, die Vorderzähne fehlen. Die Sirenen leben am Meeresufer, fressen Gras, geben eine Milch von sehr angenehmem Geschmack und gehen sehr selten ans Land.

Auf Sumatra.

Jagden und Thierkämpfe.

II.

Andern Tages folgte ich Herrn v. Bienne und seiner schönen Frau, welche im Besitze eines Empfehlungsbriefes waren, den ihnen ein hoher holländischer Beamter an den ersten Häuptling der Eingebornen gegeben. Herr v. Laurens, der ganz das Ansehen eines Anglisten hatte, begleitete uns, und wir begaben uns nach dem Palaste des Söföhdöman, einer Art den Holländern tributpflichtigen Kaisers, der uns mit großem Pomp empfing. Er trug ein prachtvolles mit Diamanten und Saphiren übersätes Kleid und glänzte wie eine Sonne. Um ihn her leuchteten, wie die

Satelliten um einen Hauptstern, seine Brüder und andere Verwandte, gleichfalls reich gekleidet. Sein Gefolge war zahlreich und bestand zum größten Theile aus grell geputzten Frauen, Zwergen und andern mehr oder weniger menschlichen Monstrositäten. Der Circus lag am Ende des großen Platzes vor dem Palais. Nach dem Befehle des Fürsten wurden die Franzosen im ersten Rang placirt. Unsere Neugierde war auf's Höchste gespannt. Der arme Banquier verwünschte jedoch den Empfehlungsbrief, der uns in so gefährliche Nähe zum Schlachtfelde brachte. Zehn Schritte von dem für den Söföhdöman reservirten Platz befand sich ein Käfig aus soliden Pfosten und Bambusstäben, die in dem Boden befestigt waren; der Käfig war halbrund und hatte ungefähr dreißig Fuß Durchmesser und zwölf Fuß Höhe. Ein herrlicher Büffel befand sich in demselben; seine Hörner, deren Enden man geschärft, waren von vollkommener Regelmäßigkeit. Ein anderer Käfig mit zwei Abtheilungen enthielt zwei Tiger, deren prachtvoll gestreiftes Fell den königlichen Ursprung bewies.

Der Fürst gab ein Zeichen, und der jüngere Tiger sprang in die Arena; sobald er den Büffel wahrte, dessen Käfig man gleichfalls geöffnet, stürzt er auf ihn los. Der Zusammenstoß war furchtbar; der Büffel, der die Seite darbott, wandte sich mit einer Beweglichkeit, die man gar nicht bei ihm voraussetzte, rasch um, und der ungehobene Feind fällt auf die scharfen Hörner, die ihm ein furchtbares Geheul auspreßten; der Schmerz steigert seine Wuth, mit seinen Krallen und Zähnen zerfleischt er den Kopf des Büffels, an dem er einen Augenblick hängt. Er kommt erst davon los, als der Büffel, ihn mit verzweifelter Gewalt fortziehend, ihm das Kreuz an den Ballisaden des Käfigs zerbricht.

Sie trugen Beide furchtbare Zeichen dieses blutigen Kampfes; man bemerkte über der Schnauze des Büffels eine große Wunde, aus der das Blut in Strömen floß; seine Näster waren weit aufgesperrt und seine umschleierten Augen zeugten von einer vollständigen Erschöpfung. Es bedurfte jedoch nur eines kurzen Waffenstillstandes; das Blut seiner Wunde war kaum etwas gestillt, als sich das muthige Thier wieder erhob und mit seinen funkelnden Augen seinen Gegner, der halb todt in einem Winkel lag, wieder zum Kampfe herauszufordern schien. . . . Plötzlich wird ein neuer Kämpfer in die Arena geschleudert; größer und kräftiger als der erste Tiger, stürzt er sich mit Blitzesschnelle auf den Büffel. Bei diesem Anblick wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer, die einen Augenblick nachgelassen, wieder auf's Höchste gespannt; man fragt sich mit lebhafter Aufregung, wer wohl den Sieg davontragen werde. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten; der Büffel, von seiner ersten Tactik Gebrauch machend, empfängt seinen neuen Freund mit der Spitze seiner Hörner, und nachdem er ihn gebrochen, verrenkt und an die Ballisaden gedrückt, zerstampft er ihn unter seinen Füßen. Der Sieg ist vollkommen; die beiden Tiger, welche auf dem Boden liegen, geben kaum ein Lebenszeichen; der Sieger wirft einen stolzen Blick auf sie, seine Wuth ist gestillt.

Der Kampf ist zu Ende oder sollte wenigstens zu Ende sein; aber die Grausamkeit der Menschen, größer als die Wuth der Thiere, bemüht sich, dem Kampf neue Nahrung zu geben. Der Büffel wird mit spitzen Stacheln aufgejagt; man streut spanischen Pfeffer auf seine offene Wunde; er wird wüthend. . . . Bravo! Das Schauspiel beginnt auf's Neue. Aber wenn der Zorn des Büffels wieder gereizt ist, muß man auch die Opfer, die an der Erde liegen, aufheben und sie wieder in's Leben rufen. . . . Man hüllt sie in Stroh und zündet es an, und die Tiger springen wuthschäumend auf, indem sie ein fürchterliches Geheul ausstoßen. Einer von ihnen greift den Büffel an, und wenn ihn die Kraft verläßt, tritt der Andere an seine Stelle. Ihre Wuth wird beständig durch die scharfen Stacheln und den spanischen Pfeffer gesteigert, die man schon früher bei dem Büffel in Anwendung gebracht.

Dieses grausame Schauspiel begleitete der unaufhörliche Applaus der Zuschauer, und der Klang von Orgeln, einer Art Chymbeln, welche einen sehr starken Ton haben, hörte erst auf, als der Söföhöman das Zeichen gab. Die Käfige sind offen und die bestiegten Tiger entziehen sich dem Hohnschrei der Zuschauer.

Kuzma Koschtsjin.

(Fortsetzung.)

„So müßet Ihr zuerst wissen, daß vor ein paar Jahren Koschtsjin durchaus nicht so furchtbar war. Jetzt hat er eine zahlreiche Bande; aber damals streifte er ganz allein auf den Landstraßen umher. Alle Adelligen hier in der Gegend beklagten sich nicht einmal, sondern oft, über die Obrigkeit, die nicht im Stande war, einen einzelnen, alleinstehenden Räuber zu bezwingen; aber lauter als alle schrie Fürst Wladimir und prahlte wie Ihr. „Weshalb wagt der Schurke es nicht, mich auszuplündern!“ sagte er einst. „Ich wollte ihn aufmuntern. Und wenn er auch noch einmal so stark wäre, als er ist, so sollte er mir doch nicht entkommen. Ich würde ihn gebunden vor unsern furchtsamen Boiewoden schleppen: dann möchte der Schuft bald um einen Kopf kürzer sein. Gott helfe uns! Was ist das doch für ein Räuber. Ein elender Diebsknecht ist er, das ist das Ganze!“ Diese Worte mußten Koschtsjin zu Ohren gekommen sein. Es geschah nun an einem Peters-tag, als Ihr gerade mit Eurer ganzen Familie in Moskau wartet, daß Fürst Wladimir Pawlowitsch zum Gebet nach dem olgofuspenskischen Kloster gehen wollte, das ungefähr zwanzig Werste von hier an der Oka liegt. Das hatte Koschtsjin vermuthlich erfahren. Ihr wißt, daß Seine Gnaden immer mit zahlreichem Gefolge reist. Ein einzelner Räuber konnte somit unmöglich daran denken, ihn auf der Landstraße anzuhalten. Was glaubt Ihr nun, daß der verfluchte Kerl, der Koschtsjin, für einen Plan ausfann?“ Er begab sich etwas frühzeitig voraus und trieb eine ganze Schaar Bettler, die gleichfalls nach dem uspenskischen Kloster wollten, Greise, Lumpen und Krüppel zusammen. Mit ihnen war er bald zu Stande. Er zeigte ihnen bloß seine Flinte und rief: „Nieder auf den Boden!“ und die ganze Schaar stürzte auf die Erde. „Hört nun, Ihr Kanailles!“ brüllte Koschtsjin mit fürchterlicher Stimme. „Augenblicklich aus dem Wege und in die Gebüsche, und nicht gemüßet. Keiner wage sich zu rühren! Ihr Schufte liegt ganz ruhig und Ihr Alten und Krüppel gebt nun Acht, was ich Euch befehle. Sobald ich rufe: „Auf, Jungs!“ erhebt Ihr Euch und streckt die Köpfe etwas aus dem Gebüsch. Rufe ich: „Nieder!“ so zieht Ihr Euch auf einen Schlag zurück. Aber hütet Euch, Ihr Schlingels, daß sich Keiner ohne meinen Befehl rührt oder einen Laut von sich gibt; denn sonst expedire ich ihn auf der Stelle.“ Wie gesagt, so gethan: das ganze Bettelvolk legte sich in das Gebüsch und Koschtsjin stellte sich mitten auf die Landstraße und wartete auf die Reisenden. Endlich kommt Fürst Wladimir in seiner vierstägigen Reisefalesche angefahren, mit vier Vorreitern voraus, Husaren hinten auf und ein paar Wagen mit Dienerschaft, Alle bewaffnet, der Eine mit Pistol, der Andere mit einem Säbel, der Dritte mit einem Jagdmesser. „Halt!“ rief Koschtsjin, als die Falesche in gleiche Linie mit ihm kam. Der Kutscher, dem er die Pistole auf die Brust setzte, hielt an, die Husaren sprangen von ihren hinteren Sigen herab, die Vorreiter wandten um, die übrige Dienerschaft sprang aus dem Wagen und umringte Koschtsjin von allen Seiten, während der Fürst den Kopf aus der Falesche streckte und rief: „Haut den Hund auf meine Verantwortung nieder!“ — „Rührt Euch nicht vom Flecke!“ brüllte der tollkühne Räuber. „Ich bin Koschtsjin. Ich habe meine ganze Bande hier bei der Hand und wenn ein einziger von Euch eine Hand rührt, ja bloß einen Finger, so schlachte

ich Euch alle wie Schafe. — Seht dort!" rief er und deutete auf das Gebüsch. „He, Kerle, auf!" Die Leute des Fürsten ließen stracks die Hände sinken, denn aus jedem Busch sah man fünf, sechs Köpfe hervorgucken, und der arme Fürst wurde zu seinem Schrecken gewahrt, daß wenigstens ein paar hundert Kerle dort im Hinterhalt lagen. „Nun seht Ihr!" sagte Rosjtsjin. „Nieder Jungens und verhaltet Euch ruhig, wer sich vom Flecke rührt, ehe ich das Signal gebe, hat es mit mir zu thun. Mit Verlaub, Euer Gnaden," fuhr Rosjtsjin fort, indem er den Kaleschenschlag öffnete, „es hat Euch beliebt, zu prahlen, daß Ihr mich gebunden zu Eurem Woiewoden bringen wolltet. Hier bin ich nun in eigener Person und den Strick habe ich auch da. Seid so artig, und versucht's." Der arme Fürst wollte etwas sagen, stotterte jedoch gleich beim ersten Worte. „Nun, Euer Gnaden, ist die Zunge plötzlich gelähmt. So höre mich an," fügte er mit einer Donnerstimme hinzu, „wenn ich Dir Recht für Deine Prahlerei widerfahren lassen wollte, so hinge ich Dich hier an diesen Strick; aber dies Mal sollst Du ungestraft davon kommen. Es ist Dein Glück, daß ich die Gewohnheit habe, eine Beleidigung das erste Mal zu vergeben. Sei jedoch so gut, mir auszuliefern, was Du in Deinen Taschen hast; ich weiß, daß Du immer Geld mit Dir führst!" — Hier war nun nichts zu machen. Der Fürst übergab ihm seine Uhr, seine Schildkrottschnupstabaktdose mit Silbereinfassung und 50 Rubel. Als Rosjtsjin seine Taschen geleert, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte: „Nun adieu, Euer Gnaden, und vergeß das russische Sprichwort nicht: Bete ein Gebet, ehe Du prahlst. Nun was gloyt Ihr, Kinder! An Eure Pläße. Hüet Euch, nicht umzu-sehen, sonst schicke ich Euch eins in den Nacken." Die Reisenden jagten davon, ohne sich umzusehen und Rosjtsjin verschwand im Walde. Die Bettler blieben ruhig im Gebüsch liegen, bis der Abend anbrach und ein Sinkender, der muthiger als die Andern war, sich auf die Landstraße wagte und seinen Kameraden zurief, daß alles rein sei. „Ja, klug ist er," rief Sergei Filippowitsch. „Aber dieses Hundevolk von Bedienten. Sie sind ein Seitenstück zu denen, die meine Schwester hat, wenn sie nicht muthiger geworden, seit Rosjtsjin sie in seiner Schule hatte." — „Wie war das? Erzähle," rief Zarubkin. — „Das ist eine Geschichte, daß man dem Räuber um den Hals fallen möchte. Voriges Jahr verließ meine Schwester Kaschirska, um ihren Verwandten den Woiewoden in Pronsck zu besuchen. Sie hatte vier Wagen und etwa zehn Bediente bei sich, lauter junge, kräftige Leute und dazu nicht mit leeren Händen: drei von ihnen hatten sogar Gewehre. Als sie ungefähr ein halbhundert Werste von Pronsck entfernt waren, hielt sie Rosjtsjin auf der Landstraße an. Er war nur zu Bieren, aber kaum hatte er meiner Schwester Leute angerufen, als die Kuzjonen sich ihm zu Füßen warfen. Rosjtsjin gab Ordre, sie alle zu binden, trat dann zu meiner Schwester hin, nahm den Hut ab und bat sie, ihm gefälligst alles Geld auszuliefern, was sie bei sich hätte. Meine Schwester — versteht sich, — machte keine Ausflüchte, und als er ihre Taschen geleert, sagte sie in ihrem Schreck, und ohne eigentlich selbst zu wissen, was sie wollte: „Du bist sehr streng gegen mich. Ich kann nicht 'mal mehr Pronsck erreichen." — „Ja gnädige Frau," antwortete Rosjtsjin, „das ist ganz wahr: die Pferde müssen noch ein paar Mal gefüttert werden und für den Augenblick ist das Futter theuer. Da gibt es freilich keinen andern Ausweg, als daß ich Dir einen Rubel leihe."

— „Wie soll ich ihn Dir jedoch zurückgeben?" fragte meine Schwester, die noch nicht im Stande war, ihre Gedanken zu sammeln. — „Gib ihn den Armen, daß sie für Kuzjima Rosjtsjin beten. Aber nun habe ich ein paar Wörtchen mit Euch zu sprechen, Ihr treuen Diener," fuhr er in einem ganz andern Tone fort, indem er sich an die Gebundenen wandte: „So vertheidigt Ihr feigen Kerle Eure gute Frau. Zehn Menschen lassen sich von vier Räubern binden! Und obendrein seid Ihr bewaffnet. Ihr versteht Euch darauf, das Brod Eurer Frau zu essen, aber nicht Einer von Euch rührte eine Hand, sie zu vertheidigen. Kameraden, peitscht sie tüchtig durch!" Und wie gesagt, so gethan; die Kerle reiben sich heute noch den Rücken."

„Das ist ein köstlicher Einfall!" rief Zarubkin. „Bravo Rosjtsjin."

Ein Diener trat ein und meldete, daß angerichtet sei.

Nach dem Abendessen ging Jeder auf sein Zimmer. Zarubkin und dem Kaufmann wurden Zimmer in einem der Flügel des Hofes angewiesen, und der Dragoneroffizier wurde auf seinen eigenen Wunsch im Gartenpavillon einquartiert, der auf der einen Seite die Aussicht nach einer Tannenanlage, auf der andern die nach dem Hauptgebäude hatte, und in Verbindung mit einer langen Lindenallee stand. Während der Mahlzeit hatte es sich aufgeklärt; der kalte Nordwind hatte sich gelegt, und als der junge Offizier in den Garten hinaus trat, wehte ihm ein leichter Südwind den Duft der Tannen entgegen und breitete eine Frühjahrsstühle um ihn her. Es war so dunkel, daß man nicht zehn Schritte sehen konnte. Dessenungeachtet sah er ängstlich nach allen Seiten und lauschte beinahe auf seine eigenen Schritte. Endlich bog er rechts ab, trat einige Johannisbeerbüsche nieder, bog ein paar Stachelbeerbüsche zur Seite und stand zuletzt vor einem Fenster, innerhalb dessen auf einem kleinen Tische ein angezündetes Licht stand. „Sind Sie es, Wladimir Iwanowitsch?" flüsterte eine Stimme. — „Ja, ich bin es," antwortete der Offizier mit gebrochener Stimme. „Sind Sie ganz ruhig; Alles schläft." — „Ach, Wladimir, ich fühle, daß ich unrecht handle, aber ich mußte Sie sprechen; es war mir, als könnte ich die Nacht nicht überleben, wenn ich Ihnen nicht Alles gesagt, was mir auf dem Herzen liegt. Weshalb sprach Ihr Vater heute Abend so viel von dieser Tochter Pobiraschkins? Weshalb glaubt er, daß Sie sich für sie interessieren? Wo sind Sie mit ihr zusammengetroffen? Wann? Nicht wahr, sie ist recht schön? . . ." — „O sprechen Sie nicht so; ich habe sie ein einzig Mal gesehen und gesprochen; ich weiß nicht, ob sie schön oder geschönt; sie ist mir völlig gleichgültig. Ich werde meinem Vater rund heraus erklären, daß ich Fräulein Pobiraschkin nicht ausstehen kann." — „Das thut meinem Herzen wohl!" sagte Maschinka, und große Thränen rollten über ihre Wangen. „Wenn aber nun Ihr Vater wollte, daß Sie sich mit einer der Nachbarestöchter verheiratheten?" — „Ich schwöre Ihnen, daß keine meine Frau wird." — „Ich glaube Ihnen, Wladimir! Und doch, ach, diese Ungewißheit ist so peinlich. Offenbaren Sie Ihrem Vater Alles. Lassen Sie ihn mit meinem Vater sprechen. . . ." — „Und Sie glauben, daß er ihn ruhig anhören würde, daß Ihr Vater, der reiche, adelsstolze Aristokrat, mir seine Tochter sollte geben wollen? Noch vor ein paar Tagen äußerte er im Gespräch mit meinem Vater: „Nun muß ich auf meine alten Tage noch meine Residenz in Moskau aufschlagen; meine Tochter ist unverheirathet und hier in der ganzen Gegend

ist nicht ein Mann, der für sie taugte." Und kaum hatte mein Vater ein Wort vom ältesten Sohne des Wojewoden fallen lassen, als er rief: „Was? Bist Du von Sinnen? Mein Großvater diente dem Zaaren als Kammerherr und mein Urgroßvater saß im Rathe des Wojaren, und ich sollte meine Tochter dem Enkel dieses oder jenes Schreibers geben?“ Haben Sie noch Hoffnung?“ — „Dann müssen wir scheiden, soll mir Ihre Achtung erhalten bleiben. Ich bin die Ihre; aber wir dürfen uns so nicht wieder sehen. Scheiden wir, so können wir ohne Erröthen an einander denken und ich will zu Gott für Sie beten. — O Gott, was ist das?... Es war mir, als hörte ich gehen. Wenn uns Jemand gehört? Retten Sie sich und mich!“
(Fortsetzung folgt.)

Religiöse Andacht in Norwegen.

Das Gemälde des in neuerer Zeit so rasch berühmt gewordenen norwegischen Malers Tidemand hat auf der pariser Kunstausstellung großes Interesse erregt. Es versetzte die Beschauer durch die Macht des Pinsels mitten in die stillen und anziehenden Thäler Norwegens.

Wir blicken in das Innere eines jener großen Holzhäuser, die aus über einander gelegten Balken bestehen, wie die Loghouses von Amerika, und mit Moos in den Zwischenräumen verstopft sind. Dieses Haus ist ohne Zweifel das des reichsten Besitzers des Welters. Seine großen Dimensionen, die Hausgeräte deuten auf Wohlstand; die Bücherständer lassen uns auf fleißige Lectüre während der langen Winterabende schließen. Die Familie,



Eine religiöse Andacht in Norwegen.

der diese Wohnung angehört, hat in einer Ruhestunde mehrere Nachbarn zusammengerufen, nicht um zu trinken und zu tanzen, sondern um sich nach den Vorschriften des Predigers Hughan durch eine fromme Vorlesung zu erbauen.

Ein junger Mensch ist, um aus der heiligen Schrift vorzulesen, auf einen Stuhl geklettert, damit man ihn besser höre. Seine Haltung, seine Physiognomie lassen uns erkennen, daß er ganz von den ernstesten Lehren durchdrungen ist, die er der kleinen Gemeinde mittheilt, und Alle ringsumher lauschen aufmerksam auf seine Worte. Huchan, welcher in mehreren Distrikten Norwegens diese biblischen Vorlesungen organisiert hat, erwirbt sich dadurch ein großes Verdienst. Er wollte keine Secte gründen. Norwegen hat sich seit der Reformation streng an das Luthertum

gehalten, wenn wir von einigen Ceremonien absehen, die es vom Katholicismus entlehnte. So tragen die Prediger in den Kirchen große weite Sammetröcke, die mit einem Kreuz geschmückt sind, und verrichten den Gottesdienst vor einem mit Kreuz, Bildern und Lichtern gezierten Altar.

Das Einkommen der Geistlichen besteht theils aus Zehnten der Ernte und des Fischfangs, theils im Ertrag einer Farm, welche mit der Kirche verbunden ist, und die beim Tod des Pfarrers auf die Wittve übergeht. Dieses Einkommen beträgt bei den kleinsten Gemeinden 1500 Riksdaler und steigt bis zu 4000 fl. Die Bischöfe erhalten 10,000 fl.

Die norwegischen Geistlichen sind gewöhnlich sehr unterrichtete Leute, welche lange auf Universitäten studirt und dann eine Zeitlang auf Gymnasien gelehrt haben müssen, ehe sie eine Stelle erhalten.